

Von **CHRISTIAN EWERS** und **MATHIAS SCHNEIDER**

Er schaut, als ginge ihn das alles nichts an. Hat sogar die Schnürsenkel locker. Den ganzen Nachmittag flutete Gauklermusik das Nationalstadion von Peking, doch jetzt ist da nichts als Stille. Der Höhepunkt im Circus Maximus, die 100 Meter der Männer. Endlich der Schuss. Er springt auf und fliegt davon und trudelt ins Ziel, trotzdem: 9,69 Sekunden. Die Menschen, 90000, liegen sich in den Armen, sie schreien. Sie können nicht fassen, was sie da eben erlebt haben, Weltrekord!, sie schreien einfach weiter, als wäre ihnen King Kong begegnet. Die neueste Kreation der Menschheit hört aber auf den Namen Usain Bolt, 1,96 Meter groß, geboren am 21. August 1986 im Bezirk Trelawny auf Jamaika. Und hier, über der riesigen Donnerkuppel, lodert die olympische Fackel in der Nacht.

Welch grandiose Inszenierung.

WILLKOMMEN IM FUTURE PARK von Peking: Bestaunen Sie kleine Mädchen, biegsam wie Regenwürmer, die sich über Balken schwingen wie Rhesusäffchen. Erschauern Sie ob der düsteren Riesen, die niemals lachen und ihre Eisenkugeln so weit stoßen, dass man meinen könnte, es wären Tennisbälle. Sehen Sie Frauen, die Männern gleichen und Gewichte stemmen, die kein Holzfäller schultert. Aber ja: alles echt, alles geprüft! Und vergessen Sie nicht, im Aquarium unsere neue Art Hecht zu besichtigen - den Phelps. Ein Menschenfisch. Gleitet durchs Wasser wie nichts und ermüdet nie. Da müssen Sie hin, da ...

Genug. Peking bietet in den grellsten Momenten ungenießbare Wettkämpfe, gerade in jenen Sportarten, in denen Olym-



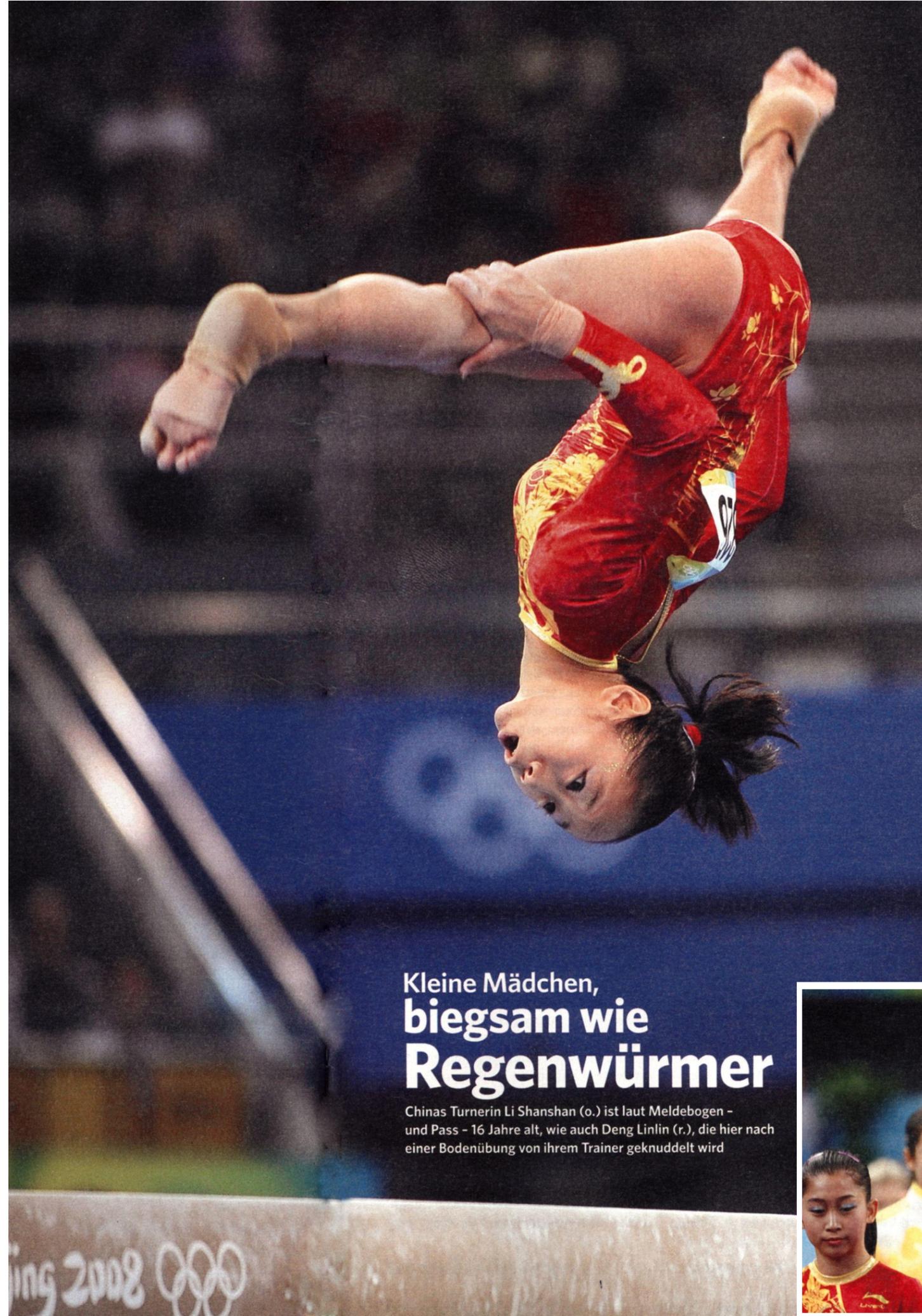
Fassungslos: Sprinter Tobias Unger

pia seine Seele zu Hause wähnt - bei Leichtathleten und Schwimmern. Bolts Wunderläufe, Phelps' Wunderrennen lösen beim Beobachter aus Deutschland keine Bewunderung mehr aus, sondern nur noch Befremden. Es ist ein absurdes Theater.

Mittendrin und doch am Rand: die deutsche Mannschaft, so reich an Medaillen bei Fechtern, Reitern und Schützen, und dennoch meist ein Statist auf der großen Bühne. Längst ist es ja zur bitteren Gewohnheit geworden, dass Deutschlands Läufer von der Tribüne zuschauen, wenn US-Amerikaner und Jamaikaner auf der Kurzstrecke sowie Kenianer und Äthiopier auf der Langstrecke die Medaillen unter sich aufteilen. Im Schwimmen blickt man neidisch nach Australien und in die USA, wo ein ausgeklügeltes System Erfolge planbar macht. Im Traditionssport Rudern tuckerten die Boote hinterher. Hat Deutschland schlicht den Anschluss verloren, sich verzettelt im Kampf um saubere Athleten? Ist es nicht bereit, den Preis für das Schauspiel Olympiasieg zu bezahlen?

Gerade erst musste Amerikas 4x400-Meter-Staffel ihr in Sydney errungenes Gold wieder herausrücken. Antonio Pettigrew hatte von 1997 bis zum Jahr 2003 mit Epo und dem Wachstumshormon HGH nachgeholfen. Es war die sechste Medaille, die den USA nach den Spielen 2000 rückwirkend wegen Dopings entzogen wurde. Elf russische Leichtathleten wurden in den vergangenen drei Wochen überführt, auch Fani Chalkia, Griechenlands Olympiasiegerin von 2004 über 400 Meter Hürden. Marion Jones, Tim Montgomery, Justin Gatlin - die Liste der betrügerischen Weltklasesprinter ist lang. Alle Medaillen über die 100 Meter der Frauen gingen an Bolts Heimat Jamaika; die Insel schöpft aus einem Genpool, den eine hohe Zahl schneller Muskelfasern auszeichnet. Dies haben zumindest die Universitäten von Glasgow und der West Indies in einer zweijährigen Studie unter 200 jamaikanischen Sprintern herausgefunden. Also alles eine Frage der genetischen Disposition?

Tobias Unger steht im Souterrain des Nationalstadions und überlegt einen Moment. Dann sagt er: „Ich glaube, dass auch ein weißer Mann unter zehn Sekunden laufen kann, wenn er sich genauso verhält, wie das die Weltspitze heute tut. Am Ende ist er dann vielleicht nur ein oder zwei Zehntel langsamer.“ Unger, 29, ist seit Jahren der einzige deutsche Sprinter von europäischer Klasse. In Athen stand er über 200



Kleine Mädchen, biegsam wie Regenwürmer

Chinas Turnerin Li Shanshan (o.) ist laut Meldebogen - und Pass - 16 Jahre alt, wie auch Deng Linlin (r.), die hier nach einer Bodenübung von ihrem Trainer geknuddelt wird



Realist: Bundestrainer Jürgen Mallow

Meter im Endlauf, schon das war eine Sensation unter all den schwarzen Muskelpaketen. Mit seinen 10,36 Sekunden über 100 Meter ist in Peking früh Schluss. Eine Welt trennt ihn von der Spitze: fast sieben Zehntel. Herrscht ein fairer Wettbewerb? „Gerecht ist es nicht“, sagt Unger, „aber ich kann sowieso nichts ändern.“ Die Hemmschwelle sei in anderen Ländern viel niedriger. „Wenn die erwischt werden, verschwinden sie wieder in der Versenkung. Wenn ich positiv getestet werde, kann ich mich daheim nicht mehr blicken lassen.“

EINEN FORMAUFBAU, zugeschnitten auf den Saisonhöhepunkt, wie es Unger praktiziert, kennen die neuen Supermänner offenbar nicht. „Wenn einer im Mai 9,7 Sekunden läuft und noch mal im September, weiß man, dass etwas nicht stimmt“, sagt er. „Manchmal habe ich den Eindruck, die trainieren gar nicht mehr. Wenn ich lese, dass man 22 Mittel noch nicht nachweisen kann, muss ich sagen, dass wir alle viel zu naiv sind.“ Bolt habe sich zum Vorlauf gar nicht richtig aufgewärmt. Ein zaghafter Sprint, dann sei der auf die Bahn und habe die Gegner zerstört. Unger lacht. Galgenhumor. Bleibt ihm etwas anderes übrig?

„Von Chancengleichheit kann keine Rede sein, wenn allein die Kugelstoßerin Nadine Kleinert 29 Mal seit Januar kontrolliert wurde und ganz Jamaika nur sechs Mal“, sagt der Bundestrainer Jürgen Mallow. Dass nun Jamaikas Athleten in Peking innerhalb von fünf Tagen 32 Urin- und Blutproben einreichen mussten, sorgt unter Dopingfahndern nur für ein müdes ->



Lächeln. Die Zeiten, da Ben Johnson sich in einer Wettkampfphase erwischen ließ, 1988 war das, sind wohl passe. Die Kraft wird weit früher aufgebaut. Und keiner weiß, welche neuen Substanzen den Besten nun Flügel verleihen. Die Erfahrung lehrt, leider: Es dürften welche im Spiel sein.

Man würde Bolt und seinen Landsmann Asafa Powell, an diesem Samstag die Stars der Staffel, gern fragen, wie sie zu den Vorwürfen stehen. Aber wortlos bahnen sie sich ihren Weg durch die Katakomben.

ZURÜCK BLEIBT DER VERDACHT, dieses Gefühl, getäuscht zu werden, und eine deutsche Mannschaft, die klein und verletzlich wirkt unter all den Gladiatoren. Und doch ist die gut beraten, die Medaillenflaute nicht nur auf die zweifelhafte Konkurrenz zu schieben. Sie erklärt zum Beispiel nicht den Leistungsabfall im Lande. Der Dritte der deutschen Meisterschaften 2008 über 3000 Meter Hindernis hätte sich 1978 mit seiner Zeit nicht einmal für den Endlauf qualifiziert, so Mallow. Spricht das für Doping bei den Deutschen, damals? Eher war es die Frucht harter Arbeit.

Der Bundestrainer sagt: „Wir hatten bis Juli nur einen hauptamtlichen Trainer für zehn Disziplinen, vom 800-Meter-Lauf bis zum Marathon.“ Nur fünf Millionen Euro umfasse sein Budget für den Leistungssport. „In Russland gibt es pro Disziplin mehr hauptamtliche Trainer, als wir in der gesamten Leichtathletik haben.“

Kaum ein Talent in Deutschland, das sich heute noch in diesen Sport verirrt. Tut es doch ein Hochbegabter, fehlt es an qualifizierten Trainern. In den USA übernehmen Schule und Universität die Aufgabe der Sichtung mit, mancher mäßige Footballer wird wegen seiner Schnelligkeit umgezogen. Mallow, der nicht verzweifelt klingt, sondern sehr nüchtern, nennt es eine „andere Wettkampfkultur. Sich



Rücktritt: Schwimmass Anne Poleska

messen, zu einer Gruppe zu gehören, bedeutet in Amerika soziales Prestige“.

Ausbildung und Sport sind dazu in Deutschland oft schwer vereinbar. Mitunter werden nicht einmal Klausuren verschoben, wenn Wettkämpfe dräuen. Wer setzt da schon auf den Sport? Dennoch versuchen es einige, wie der 1500-Meter-Läufer Carsten Schlangen. Schlangen, 27, kam erst 2004 zur Leichtathletik, er hat sein Architekturstudium unterbrochen, er riskiert es. Immerhin, bis zum Halbfinale in Peking hat es gereicht. Wie verbreitet Doping bei den Konkurrenten ist? „Einige sind mit Sicherheit gedopt“, sagt er, „aber man kann einen Endlauf auch ungedopt erreichen.“ 2009 ist die WM in Berlin vor seiner Haustür. Danach wird erst mal zu Ende studiert. Schlangen will sein Potenzial ausreizen, ein paar Sekunden seien noch drin. An den Sieg bei Olympia denkt einer wie er gar nicht erst.

Wenn man in Peking in diesen Tagen das brodelnde Nationalstadion verlässt, um die paar Meter zum National Aquatics Center zu gehen, meint man noch zu spüren, was in diesem blauen Würfel geschah. Eine vibrierende erste olympische Woche war das. Nur gab es keine Antworten.

An einem dieser Tage, Bestzeit jagt Bestzeit, sitzt Anne Poleska unter der Schräge der Haupttribüne. Es ist nicht mehr ihr Sport, nicht mehr ihr Becken, nicht mehr ihr Publikum. Manchmal, wenn die Tür aufgeht, weht das Gejohle der Fans herbei, dieses warme, lang gezogene Ooooh aus ein paar Tausend Kehlen, durchbrochen von spitzen Schreien. Vielleicht ist gerade wieder ein Weltrekord zerschmettert worden. Anne Poleska lächelt, sie sagt: „Ich bin froh, dass ich da endlich raus bin.“

Am Tag zuvor ist sie zurückgetreten, nach zwölf Jahren Leistungssport, nach Bronze über 200 Meter Brust in Athen 2004 und Silber bei der WM 2005. In Peking hat sie es nicht mal ins Finale geschafft, ihre Bestzeit vom April dieses Jahres liegt fünf Sekunden über der von Rebecca Soni, USA, der Olympiasiegerin. Fünf Sekunden. In einer Disziplin, in der Poleska um Hundertstel kämpfte. „Rebecca kann fliegen“, sagt Poleska, 28. „Und ich weiß zum Teufel nicht, warum. Ich habe geschuftet wie noch nie, sechs Stunden am Tag, ich habe seit Herbst 2006 nichts anderes gemacht, als mich auf Peking vorzubereiten. Ich wollte es noch mal wissen.“

Jetzt weiß sie nichts. Die Sommerspiele lassen Anne Poleska ratlos zurück, nicht verbittert, aber irritiert, verstört. Man merkt das an den kleinen Gesten, Poleska



Eine neue Art Hecht: der Phelps. Ein Menschenfisch

Seine Spannweite von 2,04 Metern trieb Michael Phelps zu acht Mal Gold – und sieben Weltrekorden

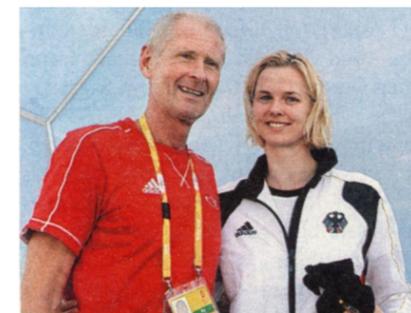
zuppelt mit zittrigen Fingern an ihrem Pony herum, wenn es um die Rekorde der anderen geht. Sie lästert nicht. Nie fällt das Wort Doping. Überhaupt findet man bei den Deutschen keinen Schwimmer und keinen Trainer, der sagt: Die anderen schlucken vielleicht was. Die Deutschen sind die großen Verlierer der Schwimm-Wettbewerbe, trotz der Siege von Britta Steffen, nicht mehr als Blitze in der Nacht, und jetzt wollen sie keine schlechten Verlierer sein. Anne Poleska sagt, sie habe als Sportlerin gelernt, nur auf sich zu schauen. „Was auf den anderen sieben Bahnen passiert, kann ich eh nicht steuern.“

Als das Gespräch zu Ende ist, sagt sie aber, sie würde schon gern wissen, was passiert ist. Ob sie einfach nur Fehler gemacht hat in der Vorbereitung, ob sie nicht mehr auf dem neuesten Stand gewesen ist, „oder hier Sachen abgehen, bei denen ich sowieso nicht mitgemacht hätte“. Sie habe da so ein Grummein im Bauch.

Örjan Madsen könnte sich dagegen feiern lassen. Zumindest an diesem Freitag. Britta Steffen hat gerade das erste Gold geholt, über 100 Meter Freistil. Aber der Bundestrainer blickt sehr ernst, er hat so ein Greifvogelgesicht, das streng wirkt. „Zwei Medaillen sind zu wenig für Olympia“, sagt Madsen, „wir sind unten angekommen. Und wenn wir wieder hoch wollen, dann müssen wir viel umbauen.“ Er klingt jetzt

wie Jürgen Klinsmann, der beim DFB den ganzen Laden auseinandernehmen wollte. Madsen, 62, ist Sportdirektor des Deutschen Schwimmverbandes (DSV) und kommt aus Norwegen. Er wird nichts mehr umbauen bei den Deutschen. Nach diesen Spielen hört er auf. Freiwillig.

Madsen hat sich aufgerieben in seinen zweieinhalb Jahren, er hat mit Athleten, Funktionären und vor allem Trainerkollegen gestritten. Madsen hatte eine Idee, einen Plan. Er wollte ein zentralistisches System nach Vorbild der Australier. Alle Spitzenschwimmer sollten von einem Chefcoach gesteuert werden, nach seinen Vorgaben trainieren, möglichst an einem Ort. Madsen wollte eine neue Kultur, er wollte Training auf Wettkampfniveau.



Solisten: Schwimmer-Chef Örjan Madsen und Doppel-Olympiasiegerin Britta Steffen

In Peking sagt Madsen: „Ich bin gescheitert. Ich wusste, dass es schwer wird. Aber was ich dann erlebt habe, hat meine Befürchtungen übertroffen.“ Viele Heimtrainer mögen Madsens Modell nicht. Sie sehen sich geschwächt, sie entscheiden nicht mehr. Madsen sagt, auf Eitelkeiten dürfe keine Rücksicht genommen werden. „Die Deutschen sollten nicht denken, dass sie schlauer sind als der Rest der Welt. Sie sollten nicht denken, dass die anderen ihre Dummheit nur durch mehr Training kompensieren. Die Deutschen müssen anders trainieren und härter. Viel härter.“ Beim DSV werden sie Madsen nun erhören, ein bisschen jedenfalls. Ein Stützpunktsystem mit einem starken Sportdirektor soll her. Denn aus den Soloritten der Britta Steffen lässt sich fürs Team kein System ableiten.

STEFFEN TRAINIERT beim früheren Stasi-Major Norbert Warnatzsch, der einst auch Franziska van Almsick betreute. 2004 war die zweifelloso hochbegabte Athletin nach Olympia frustriert zurückgetreten. Fast zwei Jahre Wettkampfpause hatte Steffen hinter sich, als sie im März 2006 triumphal wieder auftauchte, über die 100 Meter Freistil fast zwei Sekunden schneller denn je. Verdächtig triumphal? Auch für sie galt damals, was nun für Michael Phelps und Co. in Peking gilt: Ihre Leistungen wecken Zweifel, müssen Zweifel wecken, denn im Hoch-

dopingzeitalter kann es keine distanzlose Heldenverehrung mehr geben. Steffens Sportlerbiografie weist zu viele Brüche auf, es ist keine Erfolgsgeschichte, die Talenten als Vorbild diene. Die brauchten ein Modell, eine klare Strategie. Der Weg in die Weltklasse ist ja weiter denn je. Wenn er überhaupt noch zu schaffen ist.

Der Sprinter Tobias Unger hat sich freigemacht vom neuen Wahnsinn der Usain Bolts, die gar noch die Zeit finden für die große Pose, für die Demütigung der Rivalen. Er hat sich sein eigenes kleines Olympia geschaffen, und vielleicht hegt in dessen Schlichtheit die Lösung für den Umgang mit diesen so seltsam künstlichen Spielen. Man muss den Blick über die Stars hinweggleiten lassen, dann kommt man Olympia womöglich am nächsten.

Unger sagte im Hinausgehen: „Ich bin noch nie vor 90000 Zuschauern gelaufen. Das ist ein Erlebnis, das mir keiner mehr nehmen kann.“ So kleinlaut reden sonst nur Sportler, für die Deutsche gern ein mitleidiges Etikett parat haben: Exoten

MEHR INFOS...

bei [stern.de](http://www.stern.de)
www.stern.de/olympia2008

News, aktuelle Berichte und Analysen vom Reporterteam des stern in Peking